

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31756-1

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf

www.fischerverlage.de.

»Was kann man von einem großen Hund lernen? Eine Menge. Über Mut und Mitgefühl, Liebenswürdigkeit und Lebenslust.«

Dies ist die Geschichte einer Hündin, die nicht nur liebend gern Schuhe zerkaut und die Polizei in Alarmbereitschaft versetzt, wenn sie sich einsam fühlt, sondern ihrem Herrchen dazu verhilft, seinen Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Es ist eine verrückte, aber wahre Geschichte, nicht zuletzt auch über das Wesen der Freundschaft.

»Nick Hornby für Hundefreunde« *NDR*

Dan Dye und Mark Beckloff sind Begründer der »Three Dog Bakery«, einem erfolgreichen Unternehmen mit über dreißig Filialen in Kanada und den USA.

Sie leben mit ihren drei Hunden in Kansas City, Missouri.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Dan Dye / Mark Beckloff
Ein Hund namens Gracie

Mit Illustrationen von Meg Cundiff

Aus dem Amerikanischen
von Astrid Becker



Fischer Taschenbuch Verlag

*Für Gracie
und jeden anderen besten Hund auf der Welt*

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 2002

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Argon Verlags, Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2000
unter dem Titel »Amazing Gracie«

im Verlag Workman Publishing, New York

© 2000 by Dan Dye, Mark Beckloff and Richard Simon

Für die deutsche Ausgabe:

© 2001 Argon Verlag GmbH, Berlin

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-15282-8

Vorwort

An einem eiskalten Januartag, als ein Energiebündel in Form einer acht Wochen alten Deutschen Dogge in unser Leben trat, ahnten wir nicht, dass sie unsere geschäftliche Beraterin und geistige Mentorin werden sollte. Sie war ein Albino, taub und auf einem Auge fast blind. Sie kränkelte oft. Doch ihr anhängliches und großmütiges Wesen veränderte schon bald unsere Vorstellungen, Laufbahnen und Schicksale. Sie brachte uns bei, an uns selbst zu glauben.

Wir sind bekannt geworden, weil wir mit der Three Dog Bakery erfolgreich sind. Die wenigsten wissen aber, dass wir alles einem gigantisch großen tauben Hund namens Gracie zu verdanken haben. Dies ist jedoch kein Buch darüber, »wie man es schafft«, auch wenn Gracie den Samen unseres Erfolgs gesät hat. Dies ist die Geschichte einer Hündin, die unter einem falschen Stern geboren wurde, deren leidenschaftlicher und freudiger Charakter ihr aber dabei geholfen hat, etwas, das ein richtiges Hundeleben hätte werden können, in einen Triumph dessen zu verwandeln, was Hunde ausmacht – und im Verlauf der Geschichte zwei Typen zu retten, die dachten, sie würden sie retten.

Mark Beckloff und Dan Dye

Gracies Rute war zunächst lang und echt und später kurz und echt, um die Hündin zu beschützen, die mit ihr wedelte, und diejenigen, die sie liebten. Wie diese Rute wurden nebensächliche Kleinigkeiten wie Namen, Orte, Daten und Ereignisse verändert oder verknüpft, um Leben und Empfindungen der Unschuldigen und der nicht ganz so Unschuldigen zu schonen.



Kansas City Blues

Blues ist ein harmloser Ausdruck dafür, wie ich mich fühlte. Ich muss wie das Abziehbild eines Trauernden ausgesehen haben: ein grauer Sonntagnachmittag im Spätnovember, ich in einem zerschlissenen Jogginganzug und mit einem Dreitagebart, zusammengesackt auf einem Liegesessel von Sears, der fast noch so gut aussah wie an dem Tag in meinem ersten Jahr auf dem College, an dem ich ihn von einer Müllkippe erlöst habe. Was mir eigentlich noch fehlte, war eine halb geleerte Whiskeyflasche, eine Krähe auf der Schulter und ein von filterlosen Kippen überquellender Aschenbecher, um das Bild zu komplett zu machen: MANN BETRAUERT VERLUST EINES GELIEBTEN MENSCHEN. Es machte nichts, dass der geliebte Mensch in Wirklichkeit die beste Freundin meiner Kindheit war – meine 18 Jahre alt gewordene Hündin Blue. Und wenn das Telefon den ganzen Tag klingelte, ich saß nur rum und starrte es an. Ich versuchte gar nicht, den Leuten aus dem Weg zu gehen. Ich hatte einfach nichts zu sagen. Außer zu Blue. Und sie konnte mich ja nicht mehr hören.

Unter meinen Freunden und Familienmitgliedern gibt es keine Diplomaten oder Absolventen von Be-

nimmsschulen, und ihre Versuche, mich wegen Blue zu trösten, hatten meistens den gegenteiligen Effekt. »Sie ist jetzt wahrscheinlich glücklicher« war ein Dauerbrenner zusammen mit »Du kannst dir ja jederzeit einen anderen besorgen« – aber nichts ging über »Gott sei Dank, dass es nur ein Hund war!« Nur zwei Leute schafften es, dass es mir nach dem Gespräch mit ihnen nicht noch schlechter ging als davor. Eine von beiden war Anne, meine Freundin und Co-Werbetexterin in der Midwestern Company, deren heiß geliebter Golden Retriever, Arthur, erst vor ein paar Monaten gestorben war. Der andere war Mark Beckloff, mein bester Freund, neuer Mitbewohner, zukünftiger Geschäftspartner. Der Inbegriff des gesunden Menschenverstands, ein Bedenkenträger sondergleichen und ein Abgrund des schlechten Geschmacks.



Mark und ich hatten gerade ein Haus gekauft, eine verfallene Villa auf der Holmes Street im Herzen von Kansas City. Wir wollten sie renovieren und irgendwann profitabel verhöckern, um den Kies für unsere Geschäftsidee aufzubringen – sowie wir auf sie stoßen würden. So lange, bis wir es uns leisten konnten, woanders zu wohnen, war dies unser Zuhause – es sei denn, einer von uns verklagte den anderen vorher noch schnell auf Schadenersatz, und das war etwas, was ich fast nie in Erwägung zog. Nach Blues Tod lebten wir

nicht in der hundefreien Zone, denn es gab da noch Sarah und Dottie, alias »die Mädchen«, Marks Obolus zu unserem Hundehaushalt. Er bildet sich ein, ihr menschlicher Begleiter zu sein. Eine Überprüfung der Wirklichkeit ergibt aber: Die Mädchen sind Marks stolze Besitzerinnen. Sarah ist eine zwei Jahre alte schwarze Labrador-Mischlingshündin, die immer gut drauf ist, vor allem aber dann, wenn sie auf etwas kaut, was Mark am nächsten Tag anziehen muss. Dottie ist eine unbeherrschbare Naturgewalt in der trügerischen Gestalt einer vier Jahre alten Dalmatinerhündin. Dottie hinterlässt eine Spur der Verwüstung, wenn sie guter Stimmung ist. Nur an ihren Punkten liegt es, wenn sie nicht mit einem Tornado verwechselt wird.

Sarah, Dottie, Mark und Anne gaben mir das, was ein Trauernder am meisten braucht: allein gelassen zu werden und ab und an ruhige Gesellschaft. Eines eiskalten Morgens ein paar Wochen darauf machte mir Anne ein weiteres wunderbares Geschenk außer ihrer stillen Anteilnahme: Ablenkung.



Es war an einem dieser bitterkalten Spätjanuartage, an denen man sich zu fragen beginnt, ob 30 Zentimeter Schnee der Kälte vielleicht die Schärfe nehmen

würden. Anne, die immer sagt, ihr Blut sei zu dünn für die Winter in Missouri, kam ins Büro und sah für die Jahreszeit unpassend glücklich aus. Die lustige und energiegeladene Mutter von zwei Kindern hat so eine Ich-sag's-euch-wie-ich's-sehe-Ehrlichkeit. Sie wurde an ihrer Schule zur Ballkönigin gekürt und hat eine Art zu flirten, die mich an eine Kellnerin in einem Schnellrestaurant erinnert – du weißt genau, dass sie es nicht ernst meint, aber du kommst dir trotzdem irgendwie besonders vor. Und einmal im Schaltjahr überkommt mich das unheimliche Gefühl, dass sie meine Gedanken lesen kann.

Angesichts der Minusgrade machte mich ihre gute Laune stutzig, und ich fragte sie, was los sei. »Nichts!« gab sie strahlend zurück. Wie ihr Wochenende gewesen sei? »Gut!« Als ich schließlich zu wissen verlangte, was hier gespielt wurde, tat sie ganz entrüstet: »Kann ein Mädchen denn nicht einfach mal glücklich sein? Ganz grundlos? Oder gibt es hier ein Gesetz gegen Glückseligkeit?« Da wusste ich, dass ich mir weitere Versuche sparen konnte, und ging an meine Arbeit zurück, ohnehin eine gute Idee, denn wir standen kurz vorm Abgabetermin der Anzeigen-Kampagne für die »Oh! So! Delikato!«-Produkte.

Die Produktlinie »Die Oh!riginalen«: »Löffel für Löffel Italien«, »Löffel für Löffel Spanien« und »Löffel für Löffel Orient« wurde ausgebaut. Anne vermutete, dass die Originalitätsexperten der Firma in monatelanger zermürender Feldarbeit in Taco-Bars und Chopsuey-Spelunken quer durch den Mittleren Westen die schwere Menge Spesen gemacht haben mussten. (Eine Marktstudie hatte uns gerade eröffnet, dass

unsere Werbelogans: »Oh! So ist es buen-o!« und »Ach, so! Es ist Oh! So!« einfach nicht das wirklich Fremde heraufbeschworen, was die meisten Käufer exotischer Dosensuppen so schätzten.)

Anne ging mit einem unbekümmerten »Bis später, Süßer« zu Mittag, aber eine gute Stunde später war sie noch nicht zurück. Ich hetzte kurz los, um mir eine Pizzatecke in der Pizzeria Rusticana abzugreifen.

Als ich zurückkam, kauerte Anne unter ihrem Schreibtisch. Ich begann mir gerade Sorgen zu machen, ob ihr der Druck der Oh!-So!-Kampagne allmählich den Verstand raubte, da kam sie schwankend unter dem Gewicht von etwas, das wie ein kleines Pony aussah, auf die Füße. Strahlend sah sie auf die Kreatur in ihren Armen. Ein sich windender und noch kleiner Doggenwelpen namens Merlin.

Er sah unheimlich witzig aus mit seinen kakaobraunen Augen, einem stahlblauen Fell mit dunkler Maske um die Schnauze, die wie eine Welpenversion von Fred Flintstones Fünf-Uhr-Schatten wirkte. Seine Ohren waren gerade kupiert worden, und man hatte sie mit einem Verband flach an den Kopf geklebt, was mich an die Haube von Whistlers Mutter erinnerte. So wie er zappelte, hatte man den Eindruck, Anne hätte Juckpulver auf sein Fell gestreut. Alles kitzelte ihn – wenn ein Welpen lachen kann, dann hatte er einen mittelschweren Lachanfall. Dabei kicherte Anne eigentlich schon genug für beide, und zu allem Überfluss gab sie in ihrem heiseren Alt auch noch Barfrauen-Sprüche wie »Baby, wo warst du denn mein Leben lang?« von sich. Es war, als habe jemand meine reife, schlagfertige und verdienstvolle Kollegin durch eine schlagfertige

Siebenjährige ersetzt. Wenn Merlin ein Mann gewesen wäre, hätte ich mir Sorgen über seinen Einfluss auf sie gemacht, aber die Absichten eines Welpen zu verkennen, ist unmöglich. Als ich ihnen zusah, löste sich der Oh!-So!-Abgabetermin in Luft auf.

Er war nicht mal zwei Monate alt und sein Körper war noch klein, aber er platzte regelrecht vor Welpenenergie und war außer sich vor Freude, lebendig zu sein. Als ich ihn in den Arm nahm, verschmolz all das Wunderbare, was ich an Blue vermisste, zu einer erstaunlichen und unbeschreiblichen Kraft. Ich spürte sie in Merlins Herz pochen. Ich fragte mich, ob ich diese Kraft je wieder in meinem eigenen Leben erleben würde.

Anne war wie ausgetauscht. In dieser Woche kam sie jeden Tag ins Büro und sprudelte über von Geschichten und Polaroids von Merlin in Aktion – wie er gebadet wurde, wie er mit der dreckigen Wäsche kämpfte, wie er seine eigene Rute anknabberte, wie er aß, schlief, atmete ...

Die Temperatur war seit fünf Tagen nicht über minus 30 Grad gekrochen, aber Honolulu-Annie hatte das kein einziges Mal auch nur erwähnt, geschweige denn, dass sie es als persönliche Beleidigung auffasste wie sonst. Ganz offensichtlich war Merlin der Grund dafür. Ich sah, wie süß er war und wie viel Freude er ihr machte (»Ja, genau, wirklich mitten auf den Teppich. Hinreißend.«), aber gegen Ende der Woche wurde mir bewusst, dass ich ihre Freude nicht teilte. Ich fing an, meine Augen zusammenzukneifen und mit den Zähnen zu knirschen, wenn ich sie lächeln sah. Es war eine kaum merkbare Veränderung, aber sie nahm sie wahr.

»Geht dir was auf die Nerven, Schätzchen?«

»Was? Mir? Nie!«

»Bist du da ganz sicher?«

»Klar.«

»Vielleicht kannst du es nur nicht ausdrücken?«

»Hör mal«, fuhr ich sie an, »wenn in meinem Unbewussten irgendwas nicht stimmen würde, meinst du vielleicht, ich würde das nicht merken?«

»Hmmm. Na ja. Sag's mir einfach, wenn dir was auf die Nerven gehen sollte. Okay?«

Das war eher unwahrscheinlich. Ich fühlte mich, als hätte sich meine beste Freundin verliebt. Plötzlich hatte sie das Licht ihrer Scheinwerfer auf wen anders gerichtet, sie, die mir bis dahin all ihre Aufmerksamkeit geschenkt hatte – und zwar auf ein Wesen, dessen Schnauze meistens in einem Napf mit matschigem Kraftfutter steckte. Merlin war eine lebende Erinnerung an all das, was ich mit Blue verloren hatte. Es kam mir so vor, als hätten alle meine Bekannten einen Hund, und als seien sie alle ziemlich glücklich darüber. Selbst zu Hause ließ mich das nicht los, denn Mark hatte ja die Mädchen. So wie sie an ihm klebten, konnten es allerdings auch seine Schatten sein. (Allerdings haaren richtige Schatten nicht, und sie betteln auch nicht, wenn man sich was zu essen macht.) Auf ihre Art waren die Mädchen schon gut drauf, vor allem wenn man eine Ader für hyperaktive, narzistisch-pubertäre Wahnsinnige in Hundegestalt hatte – was auf mich mehr oder weniger zuzutreffen schien. Obwohl Sarah und Dottie immer anhänglicher wurden, konnte ich den Gedanken doch nie loswerden, dass sie eben nicht Blue waren, und dass sie mir außerdem genau ge-

nommen nicht gehörten, auch wenn wir alle zusammen unter ein und demselben undichten Dach wohnen.



Um Punkt zwölf klingelte mein Telefon. »Hör mal, Dan, ich hasse es, dich zu nerven.« Anne war dran. Sie rief mich von der andere Seite des Zimmers an. »Aber ich habe ein Problem, und ich brauche dringend deine Hilfe.«

Ich schwang herum, um sie anzusehen, sprach aber in den Hörer. »Was für ein Problem?«

»Na ja«, sagte sie mit einem ernsten Blick. »Es geht um Merlins Schwester. Sie braucht unsere Hilfe.«

Es klang wie ein Anruf von der Gerechtigkeitsliga. Ich versuchte, mich ganz herumzudrehen, wobei ich aber nur das Telefon auf meinen Fuß fallen ließ. »Wie bitte? Merlin hat eine Schwester?«

Fünf Minuten später saßen wir in meinem Auto.



Gnadenfall Gracie

Als wir zitternd in meinem fünf Jahre alten und teils auch geheizten Hyundai (FüÙe des Fahrers) zum Züchter fuhren, erzählte mir Anne, dass Merlins Schwester aus dem Wurf übrig geblieben war. Niemand wollte sie haben, weil sie taub war. Ich weiß nichts über Annes Stammbaum, aber es würde mich nicht überraschen, wenn von jedem Ast Missionare baumelten. Ihre Augen glühten mit dem Eifer der Gerechten, und ich fühlte mich wie ein Heide in ihrem Visier.

Ein Doggenzüchter, stellte ich mir vor, wohnte in einem allein stehenden, stark verwitterten Bauernhaus, vielleicht mit einer Scheune, die in einen Zwinger umgebaut worden war. Es gab auch einen Landarbeiter – Clem –, der uns misstrauisch beäugte, sowie wir aber nach den Hunden fragten, erhellte ein warmes Lächeln seine wettergegerbten Züge. Dann würde er uns fragen, ob wir gekommen seien, um »ein Lüttes aus dem letzten Wurf zu holen«, uns »die Straße ein stückweit hoch« schicken, wo wir den »alten Herrn« – Zeb – finden würden. Okay, vielleicht habe ich als Kind zu oft *Lassie* gesehen. Deswegen war ich auch überrascht, nach einer langen Kieszufahrt vor einem winzigen länglichen Haus aus den 50er Jahren anzugelangen. Beim Ein-